

Dr. Richard Shepherd

DER MIT DEN TOTEN SPRICHT

Der bekannteste
britische Pathologe
erzählt von seinen
spannendsten Fällen

riva

1

Wolken türmten sich vor mir. Einige ragten wie schneebedeckte Berge über mir auf. Andere lagen wie große, schlafende Riesen am Himmel. Ich bewegte den Steuerknüppel so langsam, dass, als das Flugzeug sich nach unten neigte und dann nach links abdrehte, der Eindruck entstand, dass es nicht auf die Befehle, sondern auf meinen Instinkt reagierte. Dann klärte sich vor mir der Horizont. Er ist ein seltsamer Freund: Immer präsent, flimmert er zwischen Himmel und Erde, unerreichbar, unberührbar.

Darunter erstreckte sich der Höhenzug der North Downs, seine sanften Hügel haben eine eigenartige Ähnlichkeit mit den Formen des menschlichen Körpers. Sie wurden nun von der Autobahn glatt durchgeschnitten. Autos verfolgten einander auf diesem tiefen Einschnitt. Sie glitzerten wie winzige Fische. Dann verschwand die M4, und das Land fiel zum Wasser hin ab, einem aus einem komplexen Netz von Zuflüssen gespeisten Fluss.

Und dort war eine Stadt mit rötlichen, massiven Gebäuden im Zentrum und strahlenförmig angelegten Straßen, gesäumt von helleren, modernen Bauten.

Ich schluckte.

Die Stadt war im Begriff zu zerfallen.

Ich blinzelte.

Ein Erdbeben?

Die Farben der Stadt wogten. Die Gebäude waren wie Kieselsteine in einem Flussbett, betrachtet durch die verzerrende Linse fließenden Wassers.

Außergewöhnliche Luftströmungen?

Nein. Denn die Stadt wogte im selben Takt wie etwas in mir, eine Art Übelkeit. Aber unheilvoller.

Ich blinzelte noch stärker und umklammerte den Steuerknüppel, als könnte ich dieses Gefühl korrigieren, indem ich die Flughöhe oder den Kurs anpasste. Aber es kam tief aus meinem Innern, bahnte sich mit einer solchen Kraft den Weg durch meinen Körper, dass es mir den Atem raubte.

Als praktisch denkender, vernünftiger Mensch suchte ich nach einer praktischen, vernünftigen Erklärung. Was hatte ich zum Frühstück gegessen? Toast? Harmlos und keine Erklärung für diese plötzliche, starke Übelkeit. Und wenn es gar keine Übelkeit war? Sie war vor allem geprägt durch ein unerklärliches Gefühl von Traurigkeit und ... ja, Grauen. Von der Vorahnung, dass etwas Schreckliches passieren würde. Gar vom Drang, es heraufzubeschwören.

Ein aberwitziger, irrationaler Gedanke schoss mir durch den Kopf. Was wäre, wenn ich aus diesem Flugzeug aussteigen würde?

Ich kämpfte mit mir, sitzen zu bleiben, weiter zu atmen, das Flugzeug zu steuern, zu blinzeln. Wieder normal zu sein.

Und dann schaute ich auf das Navigationssystem. Und las: Hungerford.

Rote, ältere Häuser im Zentrum. Hungerford. In den Randbereichen graue Straßen und Sportplätze. Hungerford.

Und dann war es verschwunden, an seiner Stelle war jetzt Savernake Forest getreten, ein weitläufiges Erholungsgebiet. Allmählich brachte mir der große Wald Erleichterung, als wäre ich ein Wanderer, der den Schatten der Bäume genießt. Dass mein Herz immer noch schneller schlug, lag an dem Schrecken, der mir in der Vergangenheit in die Glieder gefahren war. Was war mir zugestoßen?

Ich bin in den Sechzigern. Als Rechtsmediziner habe ich mehr als 20 000 Autopsien durchgeführt. Aber das, was ich letztens erlebt hatte, bewog mich, zum ersten Mal in meiner ganzen Laufbahn anzunehmen, dass meine Arbeit, die mich in Kontakt mit dem menschlichen Körper nach Krankheit, Verwesung, Verbrechen, Unfällen und vernichtenden Naturkatastrophen gebracht hatte, bei mir emotionale Spuren hinterlassen haben könnte.

Ich will das nicht als Panikattacke bezeichnen. Aber es versetzte mir einen derartigen Schreck, dass ich anfang, mir Fragen zu stellen. Sollte ich einen Psychologen aufsuchen? Oder gar einen Psychiater? Und, was mich noch mehr beunruhigte, wollte ich etwa meinen Beruf an den Nagel hängen?

2

Der Amoklauf von Hungerford war mein erster großer Fall als Rechtsmediziner gewesen und ereignete sich, als ich am Anfang meiner beruflichen Laufbahn stand. Ich war jung, neugierig und hatte eine lange Ausbildung hinter mir. Jahrelange Spezialausbildung, die weit über das übliche Studium der Anatomie und Pathologie hinausging. Ich muss gestehen, dass ich so viel Zeit damit verbracht hatte, unter dem Mikroskop winzige Zellen auf Objektträgern hinsichtlich ihrer Unterschiede zu betrachten, dass ich vor Langeweile kurz davor war aufzugeben. Um mich selbst wieder zu motivieren, schlich ich mich oft in das Büro meines forensischen Mentors, Dr. Rufus Crompton. Er ließ mich seine Akten lesen und die Fotos seiner Fälle anschauen. Manchmal saß ich dort, vertieft, bis in den späten Abend. Und wenn ich dann ging, wusste ich wieder, warum ich all das eigentlich machte.

Kurz nach Abschluss meiner Facharztausbildung bekam ich eine Stelle am Guy's Hospital in der Abteilung für Forensische Medizin, unter der Leitung von Dr. Iain West, des damals bekanntesten Rechtsmediziners Großbritanniens.

Damals, in den späten 1980er-Jahren, stellte man sich Rechtsmediziner als trinkfeste, kein Blatt vor den Mund nehmende Alphamänner an der Seite von leitenden Police Officers vor. Sie galten als diejenigen, die notwendige Arbeiten durchführten, vor denen andere zurückschreckten, und die sich daher berechtigt fühlten, entsprechend herumzustolzieren. Iain war einer von ihnen. Er war ein charismatischer Mann, ein ausgezeichnete Forensiker und ein Bulle im Zeugenstand, der vor einem Kräftemessen mit dem Anwalt nicht zurückschreckte. Er genehmigte sich gern einen, beeindruckte die Frauen und konnte mit einer guten Geschichte eine ganze Kneipe unterhalten. Trotz gelegentlicher Schüchternheit hielt ich mich eigentlich für sozial kompetent, bis ich mich plötzlich in der Rolle von Iains linkischem jüngerem Bruder wiederfand. Sein Licht erstrahlte in den Pubs von ganz London, und ich stand zusammen mit dem bewundernden Publikum im Schatten, wag-

te es nur selten, selbst einen Witz beizusteuern. Vielleicht lag das auch nur daran, dass mir kein guter Witz einfiel, oder frühestens eine Stunde später.

Iain war Leiter der Abteilung, und es war ganz klar, dass er der Boss war. Der Amoklauf von Hungerford war eine nationale Katastrophe und eine persönliche Tragödie für die in dieser Stadt lebenden Menschen, vor allem für die unmittelbar betroffenen Familien. Unter normalen Umständen wäre Iain zum Tatort gefahren. Aber es war Mitte August, und er war gerade im Urlaub, also übernahm ich seine Arbeit.

Ich fuhr gerade nach Hause, als mein Pager sich mit einem Piepton meldete. Heute kann man sich kaum vorstellen, dass wir in einer Welt ohne Handys lebten, aber 1987 musste man sich mit einem einfachen Piepton begnügen, der einem bedeutete, man solle sich schnellstmöglich telefonisch zurückmelden. Ich schaltete das Radio ein für den Fall, dass der Piepton mit einer aktuellen Meldung zu tun hätte. Und die gab es allerdings.

Ein bewaffneter Mann lief Amok in der Nähe von Hungerford, einer Kleinstadt in der Grafschaft Berkshire, von der ich noch nie gehört hatte. Begonnen hatte er seinen Amoklauf im Savernake Forest, war dann zum Stadtzentrum von Hungerford vorgedrungen und hatte sich mittlerweile in einer Schule verschanzt. Die Polizei hatte das Gebäude umstellt und versuchte nun, ihn zum Aufgeben zu bewegen. Die Reporter nahmen an, dass er mindestens zehn Menschen getötet hatte, aber da über die ganze Stadt eine Ausgangssperre verhängt worden war, gab es keine genauen Zahlen.

Ich kam zu Hause an. Ein hübsches Häuschen in Surrey, eine glückliche Ehe, eine Nanny, zwei Kleinkinder, die im Garten spielten: Der Kontrast zu den Mordschauplätzen, die ich aufsuchte, hätte nicht größer sein können. Ich wusste, dass meine Frau, Jen, vermutlich nicht zu Hause, sondern noch in der Uni sein würde. Ich betrat das Haus, verabschiedete die Nanny und eilte sofort ans Telefon. Bei Telefonaten mit der Polizei und dem Büro des Coroners erfuhr ich den aktuellen Stand der Dinge und dass ich noch an diesem Abend nach Hungerford müsse. Ich versprach, mich sofort auf den Weg zu machen, sobald meine Frau zu Hause eintreffen würde.

Dann schaltete ich das Radio ein und hörte mir die aktuellen Meldungen an, während ich für die Kinder Tee kochte. Anschließend badete ich sie, las ihnen eine Geschichte vor und legte sie ins Bett.

»Schlaft schön«, sagte ich wie jeden Abend zu ihnen.

Ich war der fürsorgliche Vater, der sich um seine Kinder kümmert. Und gleichzeitig war ich der Rechtsmediziner, der so schnell wie möglich losfahren wollte, um zu sehen, was im bisher größten Fall seiner beruflichen Laufbahn vor sich ging. Als Jen hereinkam, schlüpfte ich sofort in die Rolle des Rechtsmediziners. Ich gab ihr einen Abschiedskuss und rannte los.

Die Polizei hatte mich angewiesen, die M4 an der Anschlussstelle 14 zu verlassen und an der Auffahrt auf meine Polizeieskorte zu warten. Wenige Augenblicke später hielt neben mir ein Polizeiwagen, und zwei grimmige Gesichter wandten sich mir zu.

Die Begrüßung sparten sie sich.

»Dr. Shepherd?«

Ich nickte.

»Folgen Sie uns.«

Natürlich hatte ich während der gesamten Fahrt Radio gehört und wusste bereits, dass der Amoklauf mit dem Tod des Schützen geendet hatte. Es handelte sich um den 27-jährigen Michael Ryan, der aus unersichtlichen Gründen mit zwei halbautomatischen Gewehren und einer Beretta durch Hungerford gezogen war, 16 Menschen erschossen und mindestens 13 weitere verletzt hatte. Nun war er tot, weil er entweder die Waffe gegen sich selbst gerichtet oder ein Scharfschütze ihn erschossen hatte. Die Reporter durften nicht an den Tatort, die Verletzten waren in Krankenhäuser gebracht worden, die Anwohner mussten in ihren Häusern bleiben, und die Stadt war der Polizei und den Toten überlassen worden.

Wir passierten eine Straßensperre, und ich folgte dem Polizeiwagen langsam durch gespenstisch leere Straßen. Die letzten Strahlen der sommerlichen Abendsonne schienen auf die Geisterstadt, tauchten sie in freundliches, warmes Licht. Die Überlebenden hielten sich in ihren Häusern auf und gingen auch nicht ans Fenster. Außer uns war kein einziges Auto unterwegs. Kein Hund bellte. Keine Katze streifte durch die Blumenbeete. Sogar die Vögel waren still.

Während wir durch die Außenbezirke kurvten, kamen wir an einem roten Renault vorbei, der quer am Fahrbahnrand stand. Über dem Lenkrad hing ein zusammengesackter Frauenkörper. Weiter vorn, als wir nach Southside

kamen, glimmten auf der linken Seite die abgebrannten Überreste von Ryans Haus. Die Straße war blockiert. Ein Police Officer saß reglos in seinem Streifenwagen. Der Wagen war übersät mit Einschusslöchern. Ein blauer Toyota war mit ihm zusammengestoßen, und der Fahrer war ebenfalls tot.

Ein älterer Mann lag in einer Blutlache vor seinem Gartentor. Auf der Straße eine ältere Frau, tot. Gesicht nach unten. Anhand der Meldungen wusste ich, dass es sich dabei um Ryans Mutter handeln musste. Sie lag vor ihrem verbrannten Haus. Ein Stück weiter ein Mann auf dem Fußweg mit einer Hundeleine in der Hand. Das Nebeneinander von alltäglichen Straßen und dem völlig wahllosen Töten, das an diesem dämmernden Augustabend hier stattgefunden hatte, mutete offen gesagt surreal an. Etwas Vergleichbares war nie zuvor in Großbritannien passiert.

Wir hielten vor dem Polizeirevier. Auf das Zuschlagen meiner Autotür folgte das der Türen des Polizeiwagens. Danach legte sich bleierne Stille über Hungerford, nein, sie erstickte es vielmehr. Es sollte ein paar Jahre dauern, bis ich wieder eine solche Stille hörte, die Ruhe, die auf das Entsetzen folgt. Für gewöhnlich ist der Schauplatz eines Mordes geprägt vom Gewimmel der Lebenden – uniformierte Polizisten, Kriminalbeamte, Tatortermittler, Leute, die mit Formularen rascheln, Fotos schießen, Anrufe tätigen, die Tür bewachen. Aber das ungeheure Ausmaß des heutigen Tages schien Hungerford in eine Starre versetzt zu haben, die ich nur mit Leichenstarre vergleichen kann.

Das Polizeirevier wurde gerade renoviert: herausgebrochener Putz lag auf dem Boden, und Kabel hingen von der Decke. Man hat mich bestimmt begrüßt. Ich habe bestimmt Hände geschüttelt. Aber soweit ich mich erinnere, erfolgten die Formalitäten in absoluter Stille.

Kurz darauf war es draußen stockdunkel, und ich saß in einem Polizeiwagen, der mich zu der Schule brachte, in der sich Michael Ryan erst verschanzt und dann selbst gerichtet hatte.

Langsam glitten wir durch die stillen Straßen. Die Scheinwerfer erfassen ein beschädigtes Auto, der deutlich sichtbare Fahrer saß reglos hinter dem Steuer. Ich stieg aus, um mir die Sache genauer anzusehen. Der Lichtschein meiner Taschenlampe fuhr über die Füße, den Oberkörper, den Kopf. Nun, die Todesursache war eindeutig. Eine Schusswunde im Gesicht.

Beim nächsten Wagen hielten wir wieder an. Weitere folgten. Jedes Mal befanden sich die Schusswunden an anderen Körperstellen, manche Personen waren nur einmal, andere wieder und wieder getroffen worden.

Abschleppwagen warteten geduldig darauf, dass sie die ramponierten Autos abtransportieren durften, sobald die Polizei alles aufgenommen hatte und die Leichen herausgeholt worden waren. Ich wandte mich an den Polizisten, der mich fuhr. Meine Stimme durchschneidet die Stille wie zerspringendes Glas.

»Es ist nicht notwendig, dass ich mir weitere Leichen vor Ort anschau. An der Todesursache besteht kein Zweifel, es genügt also, wenn ich alle später obduziere.«

»Sie müssen sich aber Ryan noch ansehen«, sagte er.

Ich nickte.

In der John O'Gaunt School wimmelte es nur so von Polizisten.

Im Erdgeschoss wurde ich über die Situation informiert.

»Er sagte uns, er habe eine Bombe. Noch haben wir ihn nicht durchsucht, aus Angst, die Bombe könnte explodieren, wenn wir ihn bewegen. Aber Sie müssen ihn sich jetzt anschauen und für tot erklären. Nur für den Fall, dass er in die Luft fliegt, wenn wir nach der Bombe suchen. Okay?«

»Okay.«

»Ich schlage vor, dass Sie ihn nicht bewegen, Sir.«

»Okay.«

»Möchten Sie eine kugelsichere Weste?«

Ich lehnte ab. Diese Weste wurde geschaffen, um das Eindringen von Projektilen zu verhindern und würde aus so kurzer Entfernung bei einer Bombe nicht viel nützen. Davon abgesehen hatte ich ganz bestimmt nicht vor, Ryan zu bewegen.

Wir gingen nach oben. Der typische unangenehme Geruch einer Schule. Als die Polizisten die Tür zu einem Klassenzimmer öffneten, sah ich, dass einige Tische umgestoßen waren, aber die meisten standen ordentlich in Reih und Glied. An den Wänden ringsum hingen Bilder und naturwissenschaftliche Grafiken.

Alles absolut normal. Abgesehen von dem Körper, in sitzender Position an der vorderen Wand nahe der Tafel.

Der Killer trug eine grüne Jacke. Ohne die Schusswunde in seinem Kopf hätte man ihn für einen Mann halten können, der an diesem Tag auf die Jagd gehen wollte. Seine rechte Hand lag auf seinem Schoß. Sie umfasste eine Beretta.

Als ich auf ihn zuing, merkte ich, dass sich die Polizisten leise zurückzogen. Ich hörte, wie hinter mir die Tür geschlossen wurde. Von irgendwo aus dem Flur ertönte der Funkspruch: »Er geht rein.«

Ich war allein im Klassenzimmer, zusammen mit dem schlimmsten Massenmörder Großbritanniens. Und vielleicht einer Bombe. Meine Begeisterung für diesen Beruf hatten die Bücher der Koryphäe der Rechtsmedizin, Professor Keith Simpson, hervorgerufen. Aber ich konnte mich nicht erinnern, dass er in einem seiner Bücher diese Möglichkeit erwähnt hatte.

Ich war mir selbst der kleinsten Details meiner Umgebung überdeutlich bewusst. Die leisen Geräusche hinter der Tür. Die Bogenlampen draußen, die sich überlappende, dunkle Schatten an die Decke warfen. Der schmale Lichtkegel meiner eigenen Taschenlampe. Der Geruch von Kalk und Schweiß im Klassenzimmer, vermischt mit dem von Blut. Ich durchquerte den Raum, konzentrierte mich auf den Körper in der Ecke. Dort kniete ich mich hin und betrachtete den Mann. Die Waffe, die an diesem Tag schon so viele Menschen getötet hatte, war direkt auf mich gerichtet.

Michael Ryan hatte sich in die rechte Schläfe geschossen. Die Kugel war durch seinen Kopf gegangen und auf der anderen Seite wieder hinausgetreten. Ich entdeckte sie später beim Rausgehen, sie steckte in einer Pinnwand.

Anschließend sprach ich mit den Polizisten. Es gab keine versteckten Drähte. Die Todesursache war die Schusswunde an der rechten Schläfe, was typisch war für einen Selbstmord.

Froh, dass ich diesen düsteren Unglücksort verlassen durfte, beschleunigte ich den Wagen, sobald ich auf der Autobahn war. Aber es war, als sei die Stille von Hungerford in mein Auto eingedrungen und begleite mich wie ein schwerer, unerwünschter Passagier. Plötzlich wurde ich überwältigt von allem, was ich an diesem Tag gesehen hatte. Von all dem ungeheuren Ausmaß. Vom Entsetzen. Ich fuhr auf den Seitenstreifen, blieb stehen und saß in dem dunklen Wagen, während die Lichter anderer Autos vorbeisausten, nichts sehend und nichts wissend.

Den Polizeiwagen hinter mir bemerkte ich erst, als jemand an die Scheibe klopfte.

»Entschuldigen Sie, Sir, geht es Ihnen gut?«

Ich erklärte, wer ich war und woher ich gerade kam. Der Officer nickte, sah mich prüfend an und schien zu überlegen, ob er mir glauben sollte.

»Ich brauche nur eine Minute«, sagte ich. »Dann fahre ich weiter.«

Police Officers kennen den Übergang zwischen Arbeit und Privatleben. Er nickte erneut und kehrte zu seinem Wagen zurück. Zweifellos, um meine Aussage zu überprüfen. Ein paar Minuten später begann ich endlich zu realisieren, dass ich Hungerford verlassen hatte und mich auf dem Heimweg befand. Ich blinkte, winkte dem Polizisten zu und reihte mich wieder in den fließenden Verkehr ein. Der Polizeiwagen fuhr ebenfalls los und folgte mir noch ein kurzes Stück, bevor er von mir abließ und abbog. Ich setzte meine Fahrt alleine fort.

Zu Hause lagen die Kinder schon im Bett, und Jen war unten und sah fern.

»Ich weiß, wo du gewesen bist«, sagte sie. »War es sehr schlimm?«

Das war es. Aber ich zuckte nur mit den Schultern und wandte ihr den Rücken zu, damit sie mein Gesicht nicht sehen konnte. Ich hatte das Bedürfnis, die Nachrichten im Fernsehen mit all den Reportern, die aufgeregt und eindringlich über den Amoklauf von Hungerford berichteten, abzuschalten. Für die Toten von Hungerford bestand keine Aufregung und Dringlichkeit mehr. Männer und Frauen waren einfach abgeschlachtet worden, als sie ihrer täglichen Arbeit nachgingen, die sie für wichtig hielten, bis alles ein abruptes Ende fand. Für sie gab es nichts Dringendes mehr.

Noch spät in der Nacht führte ich Telefonate, um zu klären, wie ich am nächsten Tag mehrere Obduktionen durchführen konnte. Ich hoffte, der Polizei beim Rekonstruieren jedes Tötungsdelikts und, mithilfe von Augenzeugenberichten, jedes Schrittes von Ryan helfen zu können. Die Rekonstruktion ist wichtig. Sie bedeutet nicht nur den betroffenen Personen viel, sondern auch der übrigen Welt. Als Menschen haben wir das Bedürfnis, Bescheid zu wissen. Über konkrete Todesfälle. Über den Tod im Allgemeinen.

Am darauffolgenden Morgen führte ich in der forensischen Leichenhalle Westminster ein paar Routineautopsien durch: Ertrunkene, Drogenopfer und Herzinfarkte. Während mich meine Kollegen nach Details über Hungerford fragten, brachte die Polizei die letzten Opfer zur Leichenhalle des Royal Berkshire Hospital in Reading. Als ich dort gegen 14 Uhr eintraf, wurde ich von den Mitarbeitern begrüßt und lernte sie, wie in unserem Metier üblich, bei einer Tasse Tee kennen. Teetrinken ist ein unverzichtbares Ritual vor dem Durchführen einer Obduktion.

Und dann wurde die Tür aufgestoßen, und Pam Derby kam hereingeeilt. Plötzlich schien alles in Bewegung zu geraten. Pam war unsere zierliche, unverzichtbare Sekretärin.

»Also!«, sagte sie.

Sie hatte stets ein imponierendes Auftreten, und nun war sie sofort die Effizienz in Person. Zwei trübsinnige Assistenten schleppten hinter ihr den Computer.

»Wo kann ich ihn anschließen?«

Das war keine Frage, sondern eine Aufforderung. 1987 steckten die Bürocomputer noch in den Kinderschuhen und waren überdimensional. Unserer schien aus einem Dinosaurier-Ei geschlüpft zu sein, da Pam ihn in einem Kleintransporter befördern musste.

Sie sah, dass ich meine grüne Schürze und die weißen Gummistiefel anhatte und alles für die äußere Leichenschau und die Röntgenaufnahmen vorbereitete. Ich konnte loslegen.

»Nein, nein, nein, Sie können nicht anfangen, bevor der Computer hochgefahren ist, und das dauert mindestens zehn Minuten. Sonst haben Sie zu viel Vorsprung vor mir. Machen Sie mir eine Tasse Tee«, ordnete sie an. Iain West machte sich offenkundig nur vor, dass er das Institut leitete.

Während der Computer und der Wasserkessel surrten, setzte sich Pam an die Tastatur.

»Es gibt nicht viel zu sagen zu dem ganzen Mist; sie wurden erschossen, das kann jeder sehen«, stellte sie schroff fest. Pam war vertraut mit dem emotionalen, ungeplanten Chaos echter Morde. Deshalb lasen sie und die anderen Mitarbeiter zur Entspannung oft spannende Krimis, in denen der Mörder klare Hinweise hinterlässt und sich am Ende alle Puzzleteile, die

widersprüchlichen Fakten und deren Interpretationen, die den unschönen Aspekt echter Ermittlungen darstellen, zusammenfügen.

Sie hatte recht, an diesem Tag gab es keine Geheimnisse zu entschlüsseln. Aber jeder Fall war ein Geschwister- oder Elternteil, ein Kind, ein geliebter Mensch. Jeder war für Familie und Freunde etwas Besonderes, und jeder stellte für mich ein einzigartiges Puzzle dar, das ich lösen musste. Die sechs Tische zogen sich bis zum Ende des Raumes hin, mit einer Leiche auf jedem zweiten Tisch: Die leeren Tische dazwischen dienten zum Einsammeln und Dokumentieren der unzähligen Gewebeprobe.

Die erste Leiche war Michael Ryan. Vermutlich würden die meisten Hinterbliebenen nicht wollen, dass er in derselben Leichenhalle lag wie seine Opfer, geschweige denn auf demselben Obduktionstisch. Die Presse wies immer noch voller Schadenfreude darauf hin, dass er von der SAS-Spezialeinheit ausgeschaltet worden war – trotz der Presseerklärung der Polizei, in der nach meiner Einschätzung am Tatort vergangene Nacht bestätigt wurde, dass er Selbstmord begangen hatte. Nun mussten wir diesen Selbstmord durch die Autopsie bestätigen.

Eine Obduktion, auch Autopsie genannt, wird aus zwei Gründen durchgeführt. Sie kann zum einen nach einem natürlichen Tod erfolgen, für gewöhnlich in einem Krankenhaus, obwohl die Todesursache bekannt ist, um die medizinische Diagnose zu bestätigen und möglicherweise die Auswirkungen der Behandlung zu untersuchen. Die direkten Angehörigen des Verstorbenen werden gebeten, eine Obduktion zuzulassen, sie haben aber das Recht, sie abzulehnen. Zum Glück stimmen viele zu. Ihre Entscheidung kann anderen Patienten helfen, indem sie dem medizinischen Personal eine ausgezeichnete Möglichkeit zu lernen und Behandlungsmethoden zu verbessern bietet. Einer solchen Bitte nachzukommen, zeugt meines Erachtens von Großmut.

Zum andern wird eine Obduktion angeordnet, wenn die Todesursache unbekannt ist oder ein unnatürlicher Tod vermutet wird. Dann wird der Fall an den Coroner übergeben. Alle verdächtigen, unnatürlichen, kriminellen oder unerklärlichen Todesfälle werden nicht nur pathologisch obduziert, sondern auch rechtsmedizinisch untersucht. Dabei handelt es sich um eine vollständige und extrem detaillierte äußere und innere Leichenschau.